

Hauen und Stechen oder zünftig paradieren?

Eine mysteriöse „Streitaxt“ im Bestand der handwerksgeschichtlichen Sammlung

BLICKPUNKT JULI. Im August 1927 erhielt das Germanische Nationalmuseum zum Anlass seines 75-jährigen Bestehens von dem Münchner Antiquitätenhändler Julius Böhler ein ungewöhnliches „Jubiläumsgeschenk“. Es handelte sich dem Zugangsregistereintrag zufolge um ein „Zunftgerät unbekannter Bestimmung in Form einer Streitaxt für Hieb u. Stich [...] 16.-17. Jh.“, das unter der Inventarnummer Z 2122 Eingang in die handwerksgeschichtliche Sammlung fand (Abb. 1). Seitdem wurde das Stück wohl durchgehend im Depot gelagert, wobei diese Art Aufbewahrung vor allem deshalb angezeigt erschien, weil eine schlüssige Interpretation des „Zunftgeräts“ nicht gelang. Zum einen wusste bereits der Schenker nichts weiter zu dem Stück zu berichten und andererseits konnten offensichtlich keine flankie-

renden Vergleichsstücke als Interpretationshilfe herangezogen werden. Darüber hinaus existiert kein zeitgenössischer Literaturbeleg. Unwidersprochen blieb deshalb bislang auch die folglich beibehaltene wie hypothetische Zuschreibung „Zunftgerät“. Die „Streitaxt“ wird an dieser Stelle erstmals publiziert.

Beschreibung der „Streitaxt“

Der ca. 160 cm lange und aus zwei Hälften gefügte Stangenkorpus mit kreisrundem Querschnitt, dergenannte Schaft, ist komplett mit reliefiertem Schuppendekor versehen. Die einzelnen Schuppen überlappen leicht, was dem Schaft eine hautartige Anmutung verleiht. Das untere Ende des Schafts ist als stilisierter Raubtierkopf ausgearbeitet (Abb. 2). Dem Altinventareintrag nach handelt es sich hier-



Abb. 1: „Streitaxt“ bzw. „Zunftgerät“ oder „Ceremonialbeil“, 19. Jh. (?); Eisen, geschmiedet, Holz, geschnitzt; Inv.-Nr. Z 2122.

bei um das Haupt eines „Löwen“. Die flächig ausgeführte Schnitzarbeit auf dessen Oberfläche deutet zwar auch Fell an, doch ist eine Mähne oder deren Ansatz als zoologisches Indiz auf einen Löwen nicht auszumachen. Zudem wirkt der Kopf nicht unbedingt katzenhaft, eher kompakt-rechteckig. Die Einschätzung im Altinventar beruht wahrscheinlich auf der kursorischen Beobachtung des Löwenkopfs als weit verbreitetes Schmuckelement aller möglichen Geräte und in ebenso vielen thematischen Zusammenhängen: Dieser findet sich seit dem Spätmittelalter selbst bei Taufbeckenfüßen, Waffen oder Arbeitsgeräten wie Ambossen. Verwirrend erscheint demgegenüber allerdings die Kombination eines Löwenhauptes mit dem geschuppten Schaft, soweit diese überhaupt miteinander korrespondieren sollten. Denkbar wäre hier auch eine Deutung des Kopfs als der eines Drachen oder Fisches bzw. Delfins. Weiterhin erscheint durchaus möglich, den Tierkopf als Brackenhaupt zu deuten, also als einen heraldischen Hundskopf. Das markanteste Merkmal des Kopfs ist sicherlich das überdimensionale, mit aufgemalten spitzen Zähnen besetzte Maul, aus dem der „Löwe“ seine ebenso übergroße messingene Zunge streckt. Die Zunge ist mittels eines quer zur Schaftichtung eingesetzten Niets befestigt, der zugleich die beiden Schaf-



Abb. 2: Schaftende der „Streitaxt“ bzw. des „Zunftgeräts“ oder „Ceremonialbeils“.

tenden miteinander verbindet. Der Übergang von Schaft und Löwenhaupt ist mit einem dekorativen Streifen Messingblech als Manschette betont. Eine darüber hinausgehende Funktion scheint die Manschette nicht zu besitzen. Am gegenüberliegenden, vorderen Ende des Schafts ist ein ähnliches Blechband angebracht. An dieser Stelle mündet der Schaft in halbplastisch gerollte Voluten, die von geringen Resten textilen Gewebes gesäumt werden. Ob man in diesem Zusammenhang an eine Art Wimpel oder dekorative Umwicklung, eventuell ein Zierband, denken kann, lässt sich gegenwärtig nicht klären. Die Klinge der gleichermaßen hellebarden- und axtähnlichen Waffe, das Blatt, weist nicht nur eine überlange, rechteckige und einseitig stumpf angeschliffene Schneide auf, sondern auch eine lange, angestückte und wellenförmig gewundene schmale Stoßklinge, die aus diesem Grund auch als „geflammt“ bezeichnet wird. Deren Spitze mündet über eine plastische Kugel in einer langgezogen-dreieckigen Spitze mit rhombischer Grundfläche. Eine Punze bzw. ein Meisterzeichen ist auf der Klinge nicht zu erkennen, was eine Zuordnung des Stücks zu einem Hersteller oder einer Herstellungsort bzw. Herstellungsregion gegenwärtig nicht erlaubt. Benutzungsspuren weist das Stück nicht auf. Die Ansprache des Stücks als „Zunftgerät“ durch den Antiquitätenhändler deutet bereits an, was dessen dekorative Anmutung nahelegen scheint: Es handelt sich in jedem Fall um keine einsatzbereite Kampfzunge, sondern demgegenüber um ein zeremoniell eingesetztes oder Repräsentationsgerät – nur was hat es mit dem hypothetischen zünftigen Kontext auf sich?

Gab es Zunftwaffen?

Das große Gewicht der langen Klinge erschwert die Handhabung der auf den ersten Blick martialisch wirkenden Waffe, indem sie dadurch extrem vorlastig und schlecht ausbalanciert ist. Insbesondere das zielorientierte Schwung- und Ausholen erscheint schwierig, zumal der Schaft im Verhältnis zur Größe und dem Gewicht der Klinge etwas zu kurz angelegt ist. Darüber hinaus fällt eine weitere Diskrepanz in Bezug von Klinge und Schaft auf, nämlich die zu gering dimensionierte Aufhängung des Blatts an einem innen laufenden und zum Schaftende reichenden Band, das dem Stück im Kampfeinsatz eine zu geringe Stabilität verleihen dürfte: Wahrscheinlich würde sich die Aufhängung des Blatts im Schaft bei einem heftigen Schlag trotz Sandwichkonstruktion verformen. Andererseits stellt sich ohnehin die Frage, ob die Waffe unbedingt im Kontext einer kriegerischen Handlung zu sehen ist. Die auffällige Dekoration und das Fehlen jedweder Benutzungsmerkmale, etwa Hiebsspuren usw., eröffnet eine weitere Perspektive auf die Funktion des vorliegenden Stücks: die einer Paradezunge oder einer Dekorationszunge. Im Erwerbsbericht wird sie unerklärt und damit hypothetisch als „Zunftgerät“ angesprochen, wogegen zwar keine Indizien ins Feld geführt werden können, allerdings auch plausible Argumente fehlen. So ist zwar bekannt, dass sich Zünfte und zunftähnli-

che Handwerkskorporationen auch symbolischer Waffen als Requisiten bedienten, etwa im Rahmen von festlichen und festartigen Umzügen wie Herbergswechsellern, Paraden durch die Stadt oder Tänzen, um ihren Feiern in Anlehnung an obrigkeitliche Ausdrucksformen eine näherungsweise entsprechende repräsentative und bisweilen paradenähnliche Anmutung zu verleihen. Doch sind neben dem vorliegenden Stück des eigenen Bestands bislang keine vergleichbaren Waffen bekannt geworden. Die wenigen museal überlieferten „Zunftwaffen“ sind allesamt Defensivwaffen oder -waffenteile wie Rüstungen und Rüstungsbestandteile, etwa die bekannten „Fassmachermorione“ (Sturmhauben) aus Köln oder die „Schneidertrabharnische“ aus Hamburg (Hamburgmuseum). Inwieweit die Kölner Helme tatsächlich im Gefecht eingesetzt wurden, ist nicht bekannt. Ihrer Anmutung nach waren die Kopfbedeckungen eher für repräsentative Zwecke, eventuell Paraden oder Umzüge, angeschafft worden. Bei den drei bekannten und (wohl) zwei bis heute museal überlieferten Hamburger Trabharnischen ist demgegenüber eine Verwendung im kriegerischen Kontext nahezu auszuschließen. Gesicherte Kenntnisse zu diesen zwei bzw. drei Rüstungen beziehen sich nur darauf, dass sie in der Herberge der Schneider aufbewahrt wurden und dort wohl repräsentativen Zwecken, beispielsweise der symbolischen Zurschaustellung einer grundsätzlichen Wehrebereitschaft oder eines historischen Ereignisses, dienten. Die berühmten Münchner oder Reutlinger „Zunftspontone“ können ebenfalls nicht vorbehaltlos als Offizierswaffen im Rahmen von Schützeinheiten gedeutet werden, eventuell handelt es sich dabei nur um reine Paradewaffen, die demnach – ähnlich wie in Hamburg und vielleicht Köln – als Ausdruck des Selbstbewusstseins oder Selbstverständnisses der Zünfte abzuleiten wären. Aus Nürnberg wiederum sind die „Zunfthelebarden“ der Schreiner bekannt, die im 19. Jahrhundert ausschließlich zu Dekorationszwecken und aus diesem Grund komplett aus Holz angefertigt wurden. Dass die Schreiner derartige Waffen bereits im 18. Jahrhundert als Umzugsrequisiten mit sich geführt hatten, zeigen wiederum zeitgenössische Kupferstiche. Im 19. Jahrhundert, genauer ab den 1830er-Jahren, schafften sich eine Vielzahl Nürnberger Handwerke historische Seitengewehre an – jedoch nicht zum Kampfeinsatz, sondern ebenfalls als Staffagerequisiten für Gewerksdarsteller bei den Handwerkerumzügen im Rahmen der Volksfeste. Kurzum „echte“, das heißt für den Kampfeinsatz geeignete Waffen mit Zunftkontext sind aus deutschen Museen nicht bekannt, was

auch kaum verwundern sollte, wurden Kriegswaffen zum Beispiel in den Reichsstädten bis ins frühe 19. Jahrhundert doch in aller Regel zentral in Arsenalen, Rüstkammern oder Zeughäusern aufbewahrt. Waffen verblieben eben gerade nicht in der Obhut einzelner Korporationen, schon allein aus dem Grund der obrigkeitlichen Kontrolle darüber, letztlich also zur Gewährleistung der öffentlichen Ordnung. Das individuelle Waffentragen war den zünftigen Handwerkern auch nicht erst in der Frühneuzeit stark eingeschränkt worden und war allenfalls ein argwöhnisch beäugtes – mehr oder weniger zeremonielles – Degen- oder Messertragen in den Städten.

Interpretation oder Spekulation?

Das einzige gegenwärtig bekannte Vergleichsbeispiel zur vorliegenden Waffe ist in der Waffenhalle von Schloss Sigmaringen öffentlich zugänglich als „Ceremonialbeil“ zu bewundern. Leider liegen vor Ort ebenfalls keine präzisen Informationen zur Herkunft und der Funktion solcherart „Streitäxte“ vor. In den Abmessungen und beim Gewicht gleichen sich die zwei Stücke weitgehend, was darauf schließen lässt, dass beide in einem ähnlichen Herstellungs- und Verwendungszusammenhang zu deuten sein müssten. Da aber weder der oder die Waffenhersteller bekannt sind noch sich eine zeitliche Einordnung anhand stilistischer Spezifika von Blatt und Schaft aufdrängt, müssen diese Aspekte künftigen Forschungen vorbehalten bleiben. Eine Interpretation als „Zunftgeräte“ ist jedenfalls und ebenfalls alles andere als zwingend, genauso gut könnten hier Paradewaffen aus adeligen Kontexten, etwa als Fest- und Umzugsrequisiten oder Theaterwaffen des 19. Jahrhunderts, vorliegen. Gerade im 19. Jahrhundert erlebte die Rezeption historischer, um nicht zu sagen mittelalterlicher Militaria eine neuerliche Blüte, die auf gewerblicher Seite auch zu fantasievollen wie massenhaften Neuschöpfungen von Waffen in historischer Manier führte. Dieser Gedanke erscheint nicht vollständig abwegig, weil sich die martialische Gestaltung der Blätter der beiden Stücke offenkundig an mittelalterliche Vorbilder anlehnt, ohne diese wirklich zu spiegeln. Sind die zwei Stücke demnach eventuell historische Dekowaffen? Gegen eine Deutung als historisches „Zunftgerät“ spricht letztlich vor allem, dass die Stücke keinerlei Elemente wie Handwerkszeichen aufweisen, die konkreten Anlass hierzu geben würden.

► THOMAS SCHINDLER